

Heiko Fritz

Der Aufschluß des Gegensatzes

- in der frühkindlichen Entwicklungsphase und im Märchen

[Erschienen in „Märchenspiegel Heft 3 / 2018“.]¹

Das Märchen ist charakterisiert durch eine Vielzahl klarer Unterscheidungen, deren deutliche Gegensätze leicht dazu verführen von Polaritäten zu sprechen. Letztere bezeichnen gegensätzliche Seiten, die einander bedingen, bei der also die eine Seite ohne die andere nicht auskommt, wie es ja geographisch vom Nord- und Südpol abgeleitet wurde.

Wenn also im Märchen von Entgegenstellungen wie Diesseits und Jenseits, zauberkundigen Wesen und sogenannten Alltagsmenschen, guten und bösen Gestalten berichtet wird, so ist das gegeneinander Setzen offenkundig und eindeutig, also unzweifelhaft. Die Märchenfiguren überraschen einen nicht, indem sie zum Beispiel in einer bestimmten Situation unerwartet reagieren. Sie agieren gemäß dem vorausgelaufenen Handlungsgeschehen in für das Märchen typischer Weise. Dabei spielt es keine Rolle, ob es ein europäisches, afrikanisches, asiatisches oder amerikanisches Märchen ist. Verblüffende Verhaltenswendungen, die im Alltagserleben der Menschen nicht ungewöhnlich sind und in Romanen, die versuchen, das Leben zu beschreiben, häufig vorkommen, sind dem Märchen fremd. Deshalb sind Verhaltens- und Handlungsweisen der Märchengestalten selbst für ein Kind, das schon eine ganze Reihe von Märchen vernommen hat, fast vorhersehbar, - und das gilt keineswegs nur für das Ende, wo häufig das „Gute“ über das „Böse“ siegt.

Märchen üben besonders auf Kinder in einer bestimmten Entwicklungsperiode, die ihren Höhepunkt zwischen dem vierten und sechsten Lebensjahr hat, eine große Faszination aus. Die Kinder hören die Märchen nicht nur sehr gern, sie möchten diese zudem wiederholt vernehmen.

Woran liegt es, daß Kinder sich im Vorschulalter für Märchen begeistern und danach meist sehr schnell das Interesse wieder verlieren? Entspricht diese Form der Geschichten, die eine ausschließlich handlungsbezogene Dynamik aufweisen und den Handlungsträgern keinerlei emotionale oder gedankliche Selbstständigkeit übrig lassen, einer geistigen Stufe, in dem sich das vier- bis sechsjährige Kind gerade befindet? Und wenn diese Frage zu bejahen wäre, läßt sich daraus ableiten, daß Märchen zu einer Zeit entstanden sind, in der

¹ „Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege“, Verlag Märchen-Stiftung Walter Kahn, S. 19 – 25.

eine Menschengemeinschaft in einem ähnlichen Stadium der Entwicklung von „Bewußt-Sein“ war?

Die Schreibweise „Bewußt-Sein“ für die geistige Bewegung weist auf einen Unterschied hin, nämlich den, daß sich ein Bewußtseiender eines Seins bewußt wird. Die Bedeutungen „Bewußt“ und „Sein“ kommen dabei gleichgewichtig auf beiden Seiten des Gegensatzes zwischen Bewußtseiendem und seines bewußt gewordenen Seins vor, was nicht nur ihre Beziehung aufeinander deutlich werden läßt, sondern auch ihre Einheit in der Unterschiedenheit. Der Gegensatz könnte auch - dem Märchen gemäß - als einer von Diesseits und Jenseits bezeichnet werden. Der Bewußtseiende wäre dann beispielsweise der Diesseitige, der sich des jenseits von ihm liegenden Seins bewußt wird. Genauso könnte freilich auch das Sein das Diesseitige sein, welches von dem jenseitigen Bewußtseienden wahrgenommen wird. Gleichgültig von welcher Perspektive aus der Zusammenhang betrachtet wird - und die verschiedenen Betrachtungsweisen haben in der Philosophiegeschichte Weltanschauungen bewirkt, die unter den Begriffen Idealismus und Materialismus ihre Kennzeichnungen erhielten -, das aufeinander Angewiesensein beider Seiten kann damit nicht aufgehoben werden. Das bedeutet, es gibt für den Menschen in seinem Menschsein die Materialität nicht, ohne daß sie in der idealen Sphäre zur Geltung, nämlich zur Wahrnehmung kommt, und die Idealität hätte ohne ihren materiellen Gegenpart kein Betätigungsfeld, genauer: keine Existenz.

Wenn nun das Kind einen solchen Gegensatz von Bewußt-Sein ausagiert, zeigen sich ihm dann die Trennungen innerhalb des bewußten Geschehens ebenso klar und eindeutig, wie im Märchen die Scheidungen dargestellt werden? Und werden die Aufteilungen mit ebensolchem Selbstverständnis aufgenommen, wie der Held im Märchen jegliche Gegebenheit hinnimmt, also ohne empfindungsreichen bzw. wertenden Selbstbezug?

Viele Anzeichen weisen darauf hin.

Ein Kind, das der Sprache mächtig wird, lernt mit dem Sprechen den Unterschied von Erlebnis und Bezeichnung des Erlebten. Es konzentriert sich dabei auf die Erzeugung dieser Unterscheidung und sieht sich noch nicht als der Sprecher an, der die Möglichkeit hat, dem erlebten Geschehen eine ihm gemäße Darstellungsform zu geben. So ist der Gegensatz einfach da und wird auch gar nicht in Frage gestellt. Das zeigt sich deutlich in der ersten ausgeprägten Phase des „Warum-Fragens“. Dem Kind geht es mit dieser Frageäußerung nicht um eine abschließende Erklärung eines Sachverhaltes, sondern es sucht im sprachlich erfaßten und somit wahrgenommenen Geschehen den Zusammenhang in Form einer Folgerichtigkeit. Darum folgt der Antwort auf die erste Frage öfters eine weitere „Warum-Frage“. Das Kind möchte also in der Welt, die durch sein Vermögen des Sprechens für ihn entstanden ist, das

voneinander Unterschiedene in Beziehungen setzen. Der mit diesem Tun zudem erwachsene Bezug zu sich selbst bleibt noch weitgehend unberücksichtigt.

Weil das Kind eine noch kaum entwickelte Selbstbetrachtung besitzt, schreitet es im Leben oft unerschrocken voran, unabhängig von schmerzhaften Erfahrungen, die es eventuell in ähnlichen Situationen erlebt hat.² Die gewöhnlichen, alltäglichen Schmerzen, wie ebenso die Freuden werden vom Kind zum überwiegenden Teil unmittelbar mit dem Eintreten erlebt. Es gibt bei ihm noch kein ausgeprägtes vorausschauendes Verhalten, Schmerz zu vermeiden und Freude zu erzeugen. Nahezu unbelastet von vormals Erlebtem geht es vertrauensvoll durch das Leben, also genauso, wie der Märchenheld ohne Bedenken seinen ihn erwartenden Proben, Aufgaben und Bewährungsungen entgegengeht. Diesen befallen auch an einer Weggabelung keine Zweifel, welchen Weg er nehmen soll. Er entscheidet sich einfach für einen, ohne längeres Abwägen, welcher Weg der richtige wäre. Man könnte fast meinen, der Märchenheld probiert schlichtweg den aus, der für ihn den größten Anreiz bietet, also ähnlich wie das Kind bei der spielerischen Entdeckung der Welt verfährt, wenn sich ihm mehrere Möglichkeiten bieten.

Um im komplexen Eindruckserebnis eine erste Orientierung zu finden, muß sich das Kind in den ersten Phasen seiner geistigen Entwicklung einer möglichst einfachen und offensichtlichen Differenzierung bedienen, die keine individuellen Besonderheiten aufweist. Aus diesem Grund haben beispielsweise seine ersten Bezugspersonen symbolische Namen, die mit der Persönlichkeit der Benannten nur deshalb im Zusammenhang stehen, weil sie im Leben einfach da sind. Mutter, Vater, Geschwister, Oma oder Opa erhalten die Zuneigung des Kindes nicht vornehmlich wegen ihres spezifischen Charakters, der zum Beispiel Wertschätzung rechtfertigen würde, sondern aus der Tatsache heraus, weil sie für das Kind immer schon da waren. Es kann sich deshalb auch gar nicht vorstellen, daß diese Personen einmal nicht mehr Bestandteil seines Lebens sein könnten. Selbst bei der Namensnennung der Geschwister oder von sich kommt der symbolische Charakter zum Vorschein, denn häufig spricht das Kind den Namen nicht allein aus, sondern verwendet noch zusätzlich einen Artikel. Wenn also die Schwester „Greta“ heißt, dann ist es „die Greta“, die dieses oder jenes getan hat.

Ganz dem entsprechend sind auch im Märchen die Geschöpfe vordergründig Symbolgestalten. Bei Tiermärchen ist das ganz offensichtlich. Aber auch bei Märchen, in denen Menschen auftreten, handelt es sich nicht um namensbezogene Persönlichkeiten, vielmehr werden ihre allgemeinen Charakteristiken

² Ausgenommen sind hier natürlich sogenannte einschneidende Erlebnisse, die dann aber eher ein instinktives Abwehrverhalten zur Folge haben.

hervorgehoben. Es gibt den armen Burschen, den König, das alte Weib, den Zauberer, die Hexe usw.. Diese Weise der Bezeichnung wird also sowohl bei Alltags- als auch bei Wunderwesen angewendet. Und wenn doch Namen im Märchen verwendet werden, dann sind es entweder Allerweltsnamen, wie Hans, Iwan, Marie, oder sie beziehen sich auf das sichtbare Geschehen und spiegeln das äußere Erscheinungsbild wider, wie bei Goldhaar, Rotkäppchen, Aschenputtel oder Dornröschen.

Das Märchen kommt weiterhin dem frühkindlichen Bedürfnis nach eindeutigen Unterscheidungen insofern entgegen, als die Handlungsweisen der einzelnen Wesen klar zu bewerten sind. Im Märchen gibt es nicht den geringsten Zweifel, welche Geschöpfe gut und welche böse sind. Eigentlich weiß das Kind, das Märchen kennt, schon im Vorhinein, daß, wenn eine bestimmte Figur auftritt, sie dann eine für das Märchen typische Rolle ausfüllt. Noch einmal wird deutlich, daß nicht die Personen Entwicklungen durchlaufen, auf denen das märchenhafte Geschehen gründet, sondern umgekehrt, die märchenhafte Handlung entfaltet sich, und darin werden dann die Handelnden zu ganz bestimmten Vertretern des Märchengeschehens. Deshalb verwundert es den kindlichen Zuhörer nicht, wenn aus einem armen Burschen ein König wird. Es betrachtet diese Entwicklung nicht unter sozialen Aspekten, etwa in der Form solcherart Träume eines wirtschaftsgebundenen Menschen, wie den „vom Tellerwäscher zum Millionär“. Der arme Bursche wie die oft zu erlösende oder zu gewinnende Königstocher verkörpern die Seite des Guten. Demgemäß erscheint dem Kind die Vermählung am Schluß als eine Verknüpfung von etwas Zusammengehörendes, eben genauso wie Mutter und Vater wie selbstverständlich miteinander verbunden sind. Die Auffassung, daß der gewordene König beispielsweise einen Machtzuwachs erlangt, besitzt das Kind nicht; - was im Übrigen das Märchen auch in keiner Weise ausdrückt.

Die sich von selbst verstehende Gliederung der Märchenhandlung und die klare Zuordnung der Handelnden in ihr werden also vom kindlichen Zuhörer in willkommenster Weise aufgenommen. Das Bemerkenswerteste der Unterteilung im Märchen ist, das sie aus keiner Geschichtlichkeit erwuchs. Die Wesen haben beispielsweise entsprechend ihrer fehlenden Individualität keine Vorgeschichte, die erklären könnte, wie sie zu solchen wurden. Auch hier ist der Umstand einfach gegeben.

Die nun schon oft erwähnte Eigenschaft im Märchen und in der Erlebnisweise des Kindes, daß die Unterscheidungen einfach vorhanden sind, läßt den Schluß zu, daß erst mit der Setzung einer Trennung ein Gegensatz entsteht. Das gilt gleichbedeutend auch in der umgekehrten Betrachtungsweise, daß erst mit der Feststellung einer Gegensätzlichkeit der Unterschied deutlich wird.

Eine solche Behauptung steht freilich unseren Denkgewohnheiten fern, die die Gegensätzlichkeit oft nur als ein in Beziehung setzen von vorher schon Gegebenem versteht. Jedoch ein derartig Gegebenes kann sich nur im Nachhinein als Voraussetzung erweisen, nämlich, nachdem sich der Gegensatz eröffnet hat. Denn erst mit diesem Aufschluß zeigen sich die einzelnen Seiten und ihre Beziehungen zueinander.

Wenn es also so scheint, daß das Märchen den Unterschied als bereits Vorhandenen annimmt, dann drückt sich darin die plötzliche Eröffnung des Geschehens aus, sobald der Märchenerzähler mit seiner Schilderung beginnt. Er benötigt dazu keine Geschichtlichkeit der Ausgangssituation, weil sie sich ja auch erst mit dem Beginn der Erzählung ergeben könnte. In diesem Sinne gibt es eigentlich keinen Anfang des Märchens. Es startet meistens ohne lange Vorrede mit dem Bewährungsgeschehen des Märchenhelden.

Das einfach plötzliche Vorhandensein von einem Vermögen wäre sogar für das Kind verständlich, wenn es zur Einsicht gelänge, daß es selbst keinen Anfang seines eigenen gewußten Lebens bestimmen könnte. Es ist als geistiges Wesen einfach da gewesen, dank des Vermögens, mit seinen Bezugspersonen in Kommunikation zu treten. Ist der Gegensatz von Kind und Welt einmal vorhanden, dann erst entsteht das Bedürfnis, einen Anfang zu benennen, - zum Beispiel den Augenblick des „auf die Welt kommen“. Dieser wird aber nicht an den Zeitpunkt geknüpft, an dem der Mensch begann, die Welt zu erfahren. Hierbei wäre kein konkreter Moment festzumachen. Deshalb wird als Ausgangspunkt die biologische Geburt genommen, da sie von allen Menschen als reales Ereignis wahrzunehmen ist.

Da die Anfangssetzung für die Orientierung des Menschen in der Welt wichtig ist, fällt es im allgemeinen so schwer zu verstehen, daß das Bewußt-Sein genau genommen keinen Anfang hat. Die Formulierung des letzten Satzes drückt die Widersprüchlichkeit aus, die jegliches Denken charakterisiert. Denken ist nur möglich, wenn damit angefangen wird, obwohl ein Anfang erst im Denken erschlossen werden kann. Demgemäß ist Denken - auf den Inhalt des Denkens bezogen, nicht auf das Vermögen, es zu tun - voraussetzungslos.

Diese Eigenschaft des Denkens kann erahnt werden in den ersten Momenten nach einem Tiefschlaf oder nach Bewußtlosigkeit, in denen noch nicht die Erinnerungen aktiviert wurden und den geschichtlichen Selbstbezug herstellen. Sie läßt sich jedoch auch logisch erschließen, wenn das genaue Gegenteil konsequent gefordert würde, nämlich, daß das Denken einen Anfang haben muß. Dann wäre ein vorlaufendes Geschehen, ein Nichtbewußtes, notwendig. Das zöge jedoch sofort zwei Erklärungsnotstände nach sich. Zum einen ist es kaum möglich, ein Motiv zu finden, weshalb aus dem Nichtbewußten der Bewußtseinsakt beginnen sollte. Zum anderen fordert die Anfangsbestim-

mung des Bewußt-Seins, daß also das Nichtbewußte die Grundlage der Bewußtseinsentstehung ist, genauso die Anfangsbestimmung des Nichtbewußten nach sich, um auch deren Basis sicherzustellen. Dieses fortlaufende Verlangen nach Anfängen bzw. Grundlagen käme zu keiner Ruhe, es würde sich ausweiten in jene mathematische Unendlichkeit, die nichts anderes zum Ausdruck bringt als Uneinsehbarkeit. Von ihr ist die Unendlichkeit von Bewußtsein zu unterscheiden. Sie ist ein Immergegenwärtigsein, das weder ein Anfang noch ein Ende braucht, weil es solches nicht voraussetzt, sondern sich nur in ihr erschließen läßt. Immergegenwärtigsein ist stets vorhanden. Wäre es das einmal nicht, hätte es derartiges auch nie gegeben. Das einzelne Leben ist zum Beispiel ununterbrochen erlebtes Da-Sein. Sobald das Einzelleben nach unserem Sprachgebrauch tot ist, hat es für dieses einzelne Leben das Da-Sein nie gegeben. Denn mit dem Tod verschwindet für den Toten nicht nur gegenwärtiges und zukünftiges Leben, auch das vergangene ist erloschen. Die Wissenschaften haben versucht, solchen Denkschwierigkeiten mit Entwicklungstheorien zu begegnen, nach denen sich in der Natur durchaus ein Anfang bzw. ein Entstehen ausmachen läßt. Die Physik ist bis zum Urknall als Entstehung des Weltalls gekommen. Konnte sich freilich nur wenige Jahrzehnte mit dieser Überzeugung eines Anfangs begnügen und muß mittlerweile die Betrachtung fortsetzen, und sich fragen, was vor diesem Anfang war. Für ein Kind wäre das übrigens die naheliegendste Frage gewesen.

Wie zeigt sich nun im Märchen das anfangslose Beginnen? Vornehmlich in einem formelhaften ersten Satz. Es gibt im Märchen kein gestalterisches Bemühen, in das Geschehen einzuführen. Die Märchen fangen meist ganz nüchtern an mit „Einstmals ...“ oder „Es war einmal ...“ und ähnlichem. Die Handlung beginnt immer kurz vor einer problematischen Situation, an der eine Entwicklung anhebt, ähnlich wie das Denken in dem Moment vorhanden ist, bei dem es sich selbst als Widerspruch in Szene setzt.

Wenn das Kind die ersten Gedankenschritte vollbringt, sind die Resultate dieser Vorgänge noch nicht beständig gegenwärtig. Denn es fängt einerseits erst an, die Fähigkeit auszubilden, gedankliche Prozesse in Erinnerungen zu verwandelt, und verfügt demzufolge andererseits noch nicht über einen gefestigten Erfahrungsbestand, welcher die Merkfähigkeit von neu Erlebten wesentlich erleichtert auf Grund vielfältiger Verknüpfungsmöglichkeiten mit bereits Bekanntem. Das Kind gleicht diese Mängel aus, in dem es das einmal gemachte Ergebnis versucht mit einer ähnlichen Handlung zu wiederholen. Gelingt ihm das, führt es den Vorgang viele weitere Male aus. Die Spielweise der Kinder ist gerade in der frühen Entwicklungsphase von ständigen Wiederholungen desselben Spieles geprägt. Diese stets neuen Versuche werden so lange fortgeführt, bis das immer wieder annähernd gleiche Ergebnis für das Kind wie selbstverständlich zu seiner Welt gehört. Hierbei geht es also

erneut nicht darum, einen Selbstbezug zum Erfahrenden zu erlangen, wie Erwachsene das mit ihren Erkenntnissen tun. Für das Kind, das sich selbst noch nicht als Einzelsubjekt gegenüber seiner Welt versteht, gibt es die Einsicht nur, wenn sie einfach da ist. Deshalb kennt es noch das echte Erstaunen, wenn Erwartetes nicht eintritt. Und wenn längst eingewöhnte Vorgänge plötzlich nicht mehr stattfinden, zum Beispiel beim alltäglichen Lebensablauf, kann das Orientierungsvermögen des Kindes ins Wanken geraten.

Auch bei der gerade dargestellten Notwendigkeit von Wiederholungen, die die ersten geistigen Entwicklungsschritte des Kindes kennzeichnen, kommt diesem das Märchen entgegen. Viele Handlungen im Märchen werden beispielsweise dreimal ausgeführt, damit das Geschehen sich in seinem Fortschreiten vollendet. Solche sich wiederholenden Abläufe im Märchen sind allbekannt und müssen an dieser Stelle nicht mit Beispielen belegt werden. Es ist letztlich nochmals ein weiterer Erweis, daß Märchen gerade der frühkindlichen Entwicklungsphase angemessen sind.

Die Häufigkeit der Entsprechungen, die in diesem Aufsatz grob skizziert wurden, lassen durchaus den Schluß zu, daß Märchen in einer bestimmten geistigen Entwicklungsphase der Menschheit als sprachliche Gestaltungsformen entstanden sind. Mit diesen wurde versucht, die Wirkungen der Welt auf die Menschen zu deuten, um eine Orientierung im erlebten Geschehen zu finden, aus der sich dann normgebundene Handlungsweisen ergeben könnten. Das Märchen in initiatischen Zeitaltern, also der schamanischen und der rituellen Kulturstufe, entstanden sind, ergibt sich aus dem Märcheninhalt recht deutlich. Wladimir Propp speziell für die russischen Märchen und Heino Gehrts in einem universellen, viele Wissenschaftsbereiche mit einbeziehenden Umfang haben das eindrucksvoll dargestellt.

Wird noch einmal ein Blick auf die sich wiederholenden Handlungen im Märchen geworfen, so zeichnen sich dabei gerade die schamanischen Märchen aus. In dem Buch „Die Schamanen“ von Hans Findeisen, das Heino Gehrts mit eigenen Ergänzungen herausgab, werden am Schluß einige typische schamanische Märchen vorgestellt. Dabei entschuldigt sich der Herausgeber fast, daß sie auf Grund der ständigen Wiederholungen während des Initiationsganges des Märchenhelden langatmig wirken könnten. Für die Menschen der damaligen Bewußtseinsstufe war dies sicherlich keineswegs so. Im Gegenteil, aus der Folge ähnlicher Resultate entspringt die Faszination der Einsicht des sich Erneuerns des Gleichen, genauer: der Wiederkehr von entsprechend Ähnlichem. Selbst der Gegenwartsmensch macht bei einem ihm überraschenden Ereignisses, wenn das möglich ist, gern noch einmal „die Probe aufs Exempel“. Der Unterschied ist, daß es für den Frühzeitmenschen wie für das zu Denken beginnende Kind die einzige Gelegenheit ist, Geschehen in Erfahrungen umzuformen.

Wenn Märchen in ihrer Entstehung Ausdruck einer geistigen Entwicklungsstufe sein sollten, dann wäre auch zu erklären, warum sie in der ganzen Welt vorkommen, und das in vergleichbaren Strukturen mit vielen inhaltlichen Übereinstimmungen, ohne dass geschichtliche Berührungspunkte aufzuweisen sind, die eine Übertragung zwischen den Völkern möglich gemacht hätten.